

„Selbstbestimmt leben – selbstbestimmt sterben“!?
(G+ am Buß- und Bettag – 18.11.2015)

„Selbstbestimmt leben – selbstbestimmt sterben ...“ Ich halte viel davon, selbstbestimmt zu leben. Ich selbst habe es erst lernen müssen, mich nicht immer nach anderen zu richten, sondern meinen eigenen Weg zu gehen. Umso wichtiger ist es mir geworden.

Selbstbestimmt leben. Manchmal ermutige ich Menschen, selbstbestimmt zu leben, ihr Leben in die eigene Hand zu nehmen und sich nicht abhängig zu machen von dem, was andere sagen oder erwarten.

Also: ich halte viel davon, selbstbestimmt zu leben. Das heißt aber nicht: Ich mache, was ich will – ganz gleich, was das für andere bedeutet. Ich kann ja doch nicht so tun als gäbe es nur mich allein auf der Welt, als wäre ich eine einsame Insel im großen Ozean des Lebens. Vielmehr haben meine Entscheidungen Auswirkungen – auf andere. Auf Menschen, die mir nahe stehen: meine Partnerin, meine Töchter, meine Familie, meine Freundinnen und Freunde. Mit diesen Menschen bin ich verbunden. Sie freuen sich mit mir, wenn es etwas zu freuen gibt. Und sie fühlen mit, sie tragen mit, sie leiden mit, wenn es einmal schwer ist in meinem Leben. Ich will und kann nicht so tun als gäbe es sie nicht, als gäbe es nur mich allein.

Von daher befremdet es mich, wie Udo Reiter argumentiert hat. Dem früheren Intendant des MDR war es ganz wichtig, den Zeitpunkt seines Sterbens selbst bestimmen zu können. Nicht nur selbstbestimmt leben, sondern auch selbstbestimmt sterben!

Und so meinte er, schon lange im Rollstuhl sitzend, vor seinem Selbstmord: „Ich möchte nicht als Pflegefall enden, der von anderen gewaschen und abgeputzt wird.“ Er wies hin auf das rapide Nachlassen der eigenen Kräfte. Auch befürchte

er eine beginnende Demenz. Aus diesen Gründen nahm er sich im Alter von 70 Jahren das Leben.

Selbstbestimmt sterben. Ich denke auch an Gunter Sachs, der sich mit 78 Jahren das Leben genommen hatte. Diese Entscheidung wurde von vielen mit respektvollen Worten kommentiert. Auch war von Mut die Rede. Doch ich frage mich: Was hatte ihn diesen Schritt gehen lassen?

In seinem Abschiedsbrief schrieb Sachs, er stelle noch in keiner Weise ein Fehlen oder einen Rückgang seines logischen Denkens fest. Eine wachsende Vergesslichkeit, die rapide Verschlechterung seines Gedächtnisses und dem seiner Bildung entsprechenden Sprachschatzes würden aber schon jetzt zu gelegentlichen Verzögerungen in Konversationen führen. „Jene Bedrohung galt mir schon immer als einziges Kriterium, meinem Leben ein Ende zu setzen“, erläuterte er seinen Entschluss.

Damit ich nicht falsch verstanden werde: Es steht mir nicht zu, über die Entscheidungen dieser beiden Männer zu richten. Und doch hat mich angesprochen, was Benedict Maria Mülder dazu gesagt hat. Benedict Maria Mülder - ein Autor und Journalist – ist seit 2008 an ALS erkrankt, einer nicht heilbaren degenerativen Erkrankung des motorischen Nervensystems, die in der Regel innerhalb von fünf Jahren zum Tod führt. Er ist gelähmt und kann nur noch mit Hilfe seiner Augen schreiben. Sein Kommentar zu Gunther Sachs und Udo Reiter: „Sie werden als Helden eines selbstbestimmten Todes gefeiert. Doch wie viel Einsamkeit, verzweifelte Verlorenheit und mangelndes Vertrauen motivieren eine solche Tat ...?“

Mit meinen Worten: Hatten denn beide keine Menschen, denen sie zumuten durften und zutrauen konnten, für sie da zu sein – auch in einer möglicherweise kommenden bösen und schweren Zeit? Wenn sie solche Menschen wirklich nicht hatten – oder wenn sie glaubten, diese nicht zu haben -,

dann wird da vielleicht wirklich etwas von einer inneren Armut deutlich, die durchaus weh tut.

Benedict Maria Mülder bringt es so auf den Punkt: „Die Parole von der Selbstbestimmung am Ende des Lebens kaschiert häufig nur einen Zustand individualisierter Beziehungslosigkeit.“ Das klingt hart, aber ich glaube, da ist etwas dran.

Manchmal wird gesagt, man wolle die Menschen, die einem nahe stehen, schonen. Ich denke an die Äußerung eines Vaters, er wolle die eigenen, längst erwachsenen Kinder nicht dabei haben, wenn es für ihn einmal ans Sterben gehe. Sie sollten ihren Vater nicht so elend erleben. Er wolle ihnen das ersparen. Das hört sich so einleuchtend an – und doch halte ich es für einen ganz falschen Weg.

Eine Freundin rief mich jetzt an. Ihre Schwester liegt im Sterben. Sie begleitet sie und ist, wann immer es geht, an ihrer Seite. Wir haben darüber gesprochen, wie kostbar diese letzte gemeinsame Zeit ist – und wie gut es ist, diese Schritte auf den Tod zu gemeinsam zu gehen.

Oder ich denke an Tamara Dietl. Ihr Mann, der bekannte Filmmacher Helmut Dietl, starb an einer Krebs-Erkrankung. Sie wurde gefragt: „Wie findet man Halt, wenn der geliebte Mensch stirbt?“ Ihre Antwort: „In der Sterbebegleitung. Das mag paradox klingen, aber die Sterbebegleitung hat mich mit tiefem Sinn erfüllt.“

Ich lese das nicht leichtfertig vor. Ich weiß und habe es schon oft mitbekommen, wie die Pflege eines schwerkranken Menschen und die Begleitung seines Sterbens an die Grenze der eigenen Kraft gehen kann. Und manchmal auch darüber hinaus. Ich bewundere die Menschen, die so etwas leisten. Sie sind für mich die eigentlichen Helden und Heldinnen des Lebens. Sie zeigen dem Todkranken, dass er ihnen wichtig ist, dass sein Leben auch in diesem Zustand einen Wert und eine Würde hat. Sie zeigen ihm, dass er

nicht nur Belastung ist, sondern geliebtes Gegenüber. Gibt es etwas Größeres, was wir Menschen einander geben können? Und verliert das Leben nicht, wenn wir das einander ersparen wollen?

Ich komme noch einmal auf Benedict Maria Mülder zurück. Er spricht die Angst an. Die Angst, durch Krankheit und Behinderung die Selbstkontrolle und die eigene Unabhängigkeit zu verlieren.

Ich weiß gar nicht, ob ich das so sagen könnte, aber ich höre hin, ich merke auf, wenn er als Schwerstkranker und Schwerstbehinderter schreibt: „Was ist daran schlimm, wenn wir durch Alter und Krankheit wieder ans Babysein erinnert werden? Ein Kreis schließt sich. Der Kranke verliert seine Würde nicht, die ist ihm qua Geburt gegeben.“

Selbstbestimmt leben – ein hohes Gut. Ein Gut, für das ich mich immer einsetzen würde. Und doch kann das nicht das einzige Kriterium sein, an dem wir den Wert und die Würde unseres Lebens messen. Auch das Leben, das angewiesen ist auf andere - auf ihre Hilfe, auf ihre Pflege – hat seinen Wert und seine Würde. Und vielleicht gehört es ja gerade zu diesem Leben, dass der Zeitpunkt des Geboren-Werdens und der des Sterbens nicht in unserer Hand liegen. Vielleicht macht ja auch gerade das das Einmalige unseres Lebens aus.

Als Christen wissen wir davon. „Meine Zeit steht in deinen Händen“, sagt der Beter des 31. Psalms. Wir wissen davon, dass unsere Lebenszeit, ja unser ganzes Leben, in Gottes Hand liegt. Doch wenn ich „wissen“ sage, muss ich diese Aussage sogleich korrigieren: Wir vertrauen darauf, dass unser Leben in Gottes Hand liegt. Wir wagen es, darauf zu vertrauen, dass das auch für unsere Lebenszeit, für die Spanne unseres Lebens gilt. „Meine Zeit steht in deinen Händen.“ Was für eine Aussage!

„Meine Zeit steht in deinen Händen“ – das heißt doch: Sie steht nicht in den Händen des Schicksals. Oder des Zufalls. Sie steht in Gottes Hand.

Das war dem Beter des 31. Psalms wichtig. Es gab Menschen, die ihm nach dem Leben trachteten. Angesichts dieser bedrängenden Situation sagt er: „Ich aber, HERR, hoffe auf dich und spreche: Du bist mein Gott! Meine Zeit steht in deinen Händen.“

Ich musste an eine Kirchenvorsteherin denken. Sie war schwer an Krebs erkrankt. Der Arzt gab ihr nicht mehr lange. Alles deutete darauf hin, dass sie bald sterben würde. Doch sie sagte: „Wann ich sterbe, das bestimmen nicht Sie. Das bestimmt ein anderer.“ Sie lebte noch einige Jahre - viel länger als vorausgesagt. Ich weiß nicht, ob ich das immer so sagen könnte wie sie, aber mich hat beeindruckt, wie sehr sie darauf vertraute, dass ihre Zeit in Gottes Händen stand. Und nur in seinen.

„Meine Zeit steht in deinen Händen“ – wenn ich das ernst nehme, werde ich nicht so schnell auf den Gedanken kommen, meinem Leben ein Ende zu setzen, auch nicht mit Hilfe eines anderen Menschen in Form von Sterbehilfe. Von daher hat die Kirche beim Thema „Sterbehilfe“ eine deutliche kritische Position. Hinzu kommt, dass die Gefahr besteht, dass an dieser Stelle auch Geschäftsinteressen ins Spiel kommen könnten, dass Sterbehilfe vermarktet werden könnte.

Benedict Maria Müller meint dazu: „In Holland gehen die Tötungen bis in die Tausende, mit steigender Tendenz. Schon wird diskutiert, ob nicht psychisch Erkrankte in den Genuss von Sterbehilfe kommen sollten oder etwa behinderte Babys.“ Und dann fragt er: „Wollen wir wirklich diesen Weg in die kalte Gesellschaft beschreiten?“

Ich persönlich sehe diese Gefahr in unserem Land noch nicht so sehr. Und ich habe auch Verständnis für einen Menschen, für den das Leben nur noch Leiden bedeutet, nur noch Qual, und der darum Hilfe in Anspruch nehmen möchte, um aus diesem Leben gehen zu können. Ich glaube, in eine solche Extremsituation kann ich mich als halbwegs gesunder Mensch überhaupt nicht hineindenken.

Ich muss auch manchmal an Jochen Klepper denken, dem Dichter des Adventsliedes „Die Nacht ist vorgedrungen, der Tag ist nicht mehr fern.“ Er war mit einer Jüdin verheiratet. Alle seine Bemühungen halfen nicht. Seine Frau sollte mit ihrer Tochter deportiert werden. Konzentrationslager. Sie wussten, was das bedeutete. Als alle Rettungsversuche fehlgeschlagen waren, als es keine Hoffnung mehr gab, nahmen sie sich zu dritt das Leben. Auf einem Zettel hatte Klepper geschrieben: „Wir sterben nun - ach, auch das steht bei Gott. Wir gehen heute Nacht gemeinsam in den Tod. Über uns steht in den letzten Stunden das Bild des segnenden Christus, der um uns ringt. In dessen Anblick endet unser Leben.“

Können wir da richten, urteilen? Nein. Und so will ich auch nicht richten über Menschen, die angesichts ihres extremen Leidens den Weg der Sterbehilfe wählen. Vielmehr will ich sie Gottes Liebe anbefehlen. Aber – solche Fälle sind Extremfälle, extreme Ausnahmen. Es wäre nicht in Ordnung, daraus allgemein geltende Regeln abzuleiten und die Sterbehilfe freizugeben. Vielmehr beeindruckt mich die Stimmen aus den Hospizen und aus der Palliativmedizin. Sie sprechen sich dafür aus, Sterbenden die Schmerzen zu nehmen und sie so zu begleiten, dass auch der letzte schwere Lebensabschnitt gemeinsam bewältigt werden kann.

Noch einmal zitiere ich Benedict Maria Müller: „Den Kranken als Schatz begreifen, sagen Palliativmediziner.“ Als Schatz, nicht als Belastung. Wer in seiner letzten schweren Lebensphase das erlebt: „Ich werde als ein Schatz angesehen und

behandelt“, der wird seinem Leben nur schwer selbst ein Ende setzen wollen. Und vielleicht wagt er, darauf zu vertrauen, was der Beter des 31. Psalms sagt: „Meine Zeit steht in deinen Händen.“ Amen.